

## *Die Missionen sind noch notwendig*

Von Patrick Riley, Rom\*

Ein merkwürdiger Titel ist das, „Die Missionen sind noch notwendig“, da er Zweifel aufkommen läßt, ob die Missionen auch in unseren Tagen noch notwendig sind. Warum die bindende Kraft des Missionsbefehles Christi, hinauszuziehen und alle Nationen zu lehren, anzweifeln? Ist die pilgernde Kirche nicht mehr von Natur aus missionarisch?

Der Titel erscheint noch rätselhafter, wenn man bedenkt, woher er stammt: von der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, von dem Amt, durch das der Hl. Stuhl die weltweite Missionstätigkeit der Kirche koordiniert und anspornt. Ist es schon so weit, daß die eigene Missionsbehörde der Kirche die Missionen rechtfertigen muß?

Tatsache, sehr traurige Tatsache ist, daß sie sich dazu gezwungen sieht. Eine Wolke von Zweifeln, aufgewirbelt teils durch eine neue Haltung den nichtchristlichen Religionen gegenüber, teils durch neuartige Ansichten über das Christentum selbst, hat die Notwendigkeit der Missionsarbeit, nämlich das christliche Wort und christliche Werke in die nichtchristlichen Völker zu tragen, verdunkelt.

Die Moral in den Missionen wird natürlich leiden, anders könnte es gar nicht sein. Die Missionare sind an Zahl weniger geworden und auch älter. Es kommen immer weniger nach. Den Missionen droht eine allmähliche Lähmung.

Man hört allgemein, die heutige Missionskrise sei eine Krise der missionarischen Motivierung, d. h. der Gründe, die einen bewegen, in die Mission zu gehen. Und das geht, wie man sagt, auf mehrere Ursachen zurück:

— Das Wort, außerhalb der Kirche gebe es kein Heil, wird nicht mehr auf so strenge und unbeugsame Weise ausgelegt. Wozu sich also ein Leben lang im Busch abrackern, um denen Rettung zu bringen, die auch sonst gerettet werden können?

— Man ist zu einem tieferen Verständnis gelangt von der Würde der nichtchristlichen Religionen, von den Wahrheiten, die sie lehren, und von den Tugenden, zu denen sie anleiten. Es gibt sogar Missionare, die behaupten, ihre Aufgabe sei, aus Buddhisten bessere Buddhisten zu machen

---

\* Die Kongregation für die Evangelisation der Völker hatte anlässlich ihres 350. Gründungsjubiläums einen Journalistenwettbewerb über die Missionen ausgeschrieben. Den ersten Preis erhielt Patrick Riley, dessen Beitrag wir in der Übersetzung der „Wochenausgabe des L'Osservatore Romano in Deutscher Sprache“, Nr. 7 vom 16. 2. 1973, S. 6—7, mit freundlicher Genehmigung der Redaktion abdrucken. Der Verfasser arbeitet im römischen Büro des NC-Nachrichtendienstes. Der Artikel war ursprünglich im „St. Cloud Visitor“ von Minnesota, USA, veröffentlicht worden.

und aus Hindus bessere Hindus. Rechtfertigt aber ein solches Ziel, so erhaben es auch sein mag, das Opfer, sein Land und seine Lieben auf Lebenszeit zu verlassen?

— Manche betrachten es als die Aufgabe des Missionars, die Voraussetzungen für ein anständiges Leben zu schaffen, d. h. das Mindestmaß an menschlichem Komfort möglich zu machen, das für ein gesittetes Leben erforderlich ist. Aber ist das wirklich Aufgabe von Priestern und Ordensleuten?

— Schließlich hat die ökumenische Bewegung den Bemühungen, einzelne nichtkatholische Christen für den Eintritt in die Katholische Kirche zu gewinnen und dadurch die Christenheit zu einigen, den Wind aus den Segeln genommen.

Bei der ökumenischen Bewegung haben wir es freilich mit einem ganz besonderen Fall zu tun. Sie trägt die Merkmale des Wirkens Gottes an sich. Sie hat schon viel bewirkt. Auch Katholiken erforschen ihr Gewissen. Wenn ihr keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, wird sie bestimmt bei den Katholiken und bei den anderen Christen zu einem klareren Verständnis der wesentlichen Wahrheiten des christlichen Glaubens führen. Wie das Zweite Vatikanische Konzil betont, besteht zwischen dem ökumenischen Bemühen und der davon verschiedenen Sorge um die Vorbereitung und Wiederaufnahme solcher, die die volle katholische Gemeinschaft wünschen, kein Gegensatz.

Hier sollte festgehalten werden, daß sich der Ökumenismus mit Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften befaßt. Es soll auch beachtet werden, daß sich die Missionstätigkeit der Kirche in erster Linie an Nationen richtet, wie schon der Name „Kongregation für die Evangelisation der Völker“ andeutet. Die ermutigendsten Beispiele vom Wachstum des Christentums in Missionsterritorien gehen Hand in Hand mit dem Wachstum von Nationen: es sind demographische Bewegungen. Von dem einzigartigen Fall des Ökumenismus abgesehen, verraten die für die heutige Krise in der missionarischen Motivierung vorgebrachten Gründe eine noch tiefere Krise, nämlich eine Glaubenskrise.

Um die missionarische Motivierung stark und dynamisch zu erhalten, genügt es nicht, Schranken um sie herum zu errichten gegen den religiösen Relativismus, der sie abschwächen würde, oder gegen die Verweltlichung, die sie jeden religiösen Inhalts entleeren würde. Nein, der Glaube selbst, der ihr Lebensblut ist, muß diesen Viren widerstehen können.

Es gibt, ganz grob gesprochen, zwei sehr verschiedene Arten von Glauben. Die eine Art sieht in der Religion einen Stab für das Leben, an den sich der Pilger klammert, während er sich auf den gewundenen und felsigen Pfaden dieser Erde dahinschleppt. Dieser Glaube sieht Religion als einen Trost an, welcher der leidenden Menschheit in diesem Tal der Trübsal

die Tränen trocknet. Er sieht Religion als ein Ideal, das den Menschen inspiriert mit Liebe für das, was recht und gut ist.

Diese Art von Glauben reicht nicht aus. Diese Auffassung von Religion kann nicht genügend lang Antriebskraft für eine missionarische Berufung sein. Sie mag ein Schutz sein gegen die Sophistereien eines unaufrichtigen Humanisten, ist aber wehrlos gegen die Leidenschaftlichkeit eines aufrichtigen Humanisten; sie fällt leicht der Verweltlichung zum Opfer. Und weil sie nicht wahrnimmt, daß die Wahrheiten der Religion weit mehr sind als eine Abstraktion, daß sich die Wahrheiten der Religion direkt auf die Fähigkeit der Religion, ihre Aufgabe zu erfüllen, auswirken, verfällt diese Art von Glauben leicht dem religiösen Relativismus.

Die andere Art von Glauben sieht in der Religion nicht den Lebenshalt, sondern wahren Lebensinhalt. Religion bedeutet für sie nicht bloß Trost im Leiden, sondern Heiligung des Leidens, Anfang einer Antwort auf dieses verwirrendste und quälendste aller Geheimnisse. Rechtschaffenheit betrachtet sie nicht einfach als Ideal, sondern als wesentlichen Teil der Liebe zu Gott und seiner Gerechtigkeit. Sie sieht, daß die Liebe Gottes an die Herzen aller Menschen pocht. Sie sieht, daß die Gnade Gottes die Natur veredelt, sie nicht bloß herrlich ausschmückt, sondern sie zur Vollkommenheit führt, zu der die menschliche Natur berufen ist. Sie weiß, daß nach der Menschwerdung nichts mehr gleichgeblieben ist.

Der Mann eines solchen Glaubens ist ganz einfach der Mann des Glaubens. Er steht dem Humanisten sehr nahe, überragt ihn aber um ein Vielfaches, nicht bloß in der Ehrfurcht vor der Menschheit (eine Tugend, die in der Regel keine großen Anforderungen stellt), sondern in der Liebe zu dem in sich selbst verkrampten Menschen, dessen Ellbogen er streift oder dessen Ellbogen sich vielleicht in seine Rippen bohrt. Er weiß, daß das freundliche Wort oder die verzeihende Geste mehr ist als das Kennzeichen eines Gentlemans, daß es ein Zeichen der Ewigkeit ist.

Das ist der Glaube der missionarischen Vision. Das ist der Glaube der missionarischen Motivierung.

Es ist wohl kein Zufall, daß der Glaube, der für eine solide missionarische Motivierung erfordert ist, von derselben Art ist wie der Glaube, den es braucht, um den Ordensberuf auf sich zu nehmen. Tatsache ist einmal, daß die überwiegende Mehrheit derer, die ihr Leben der Mission geweiht haben, Menschen sind, die sich durch frei erwählte Jungfräulichkeit dem Ordensleben geweiht haben, meistens auch durch freiwillige Armut und durch freiwilligen Gehorsam. Und es ist einfach eine Tatsache — historische und eine Reihe anderer Faktoren spielen da mit —, daß christliche Kirchen, in denen eine solche Weihe nicht einen normalen Bestandteil des Lebens der christlichen Gemeinschaft bildet, nicht in der Lage gewesen sind, eine Missionstätigkeit aufzubauen und weiterzuführen, die der katho-

lichen Missionstätigkeit nahekomen würde, was Umfang und Zeitdauer betrifft.

Die Wirkkraft der gottgeweihten Männer und Frauen als Missionare, die ihresgleichen sucht, kann aber nicht einzig den tiefen und mächtigen Motivationen, die schon einem solchen geweihten Leben innewohnen, zugeschrieben werden. Auch läßt sich das Geheimnis ihrer missionarischen Durchschlagskraft nicht vollständig erklären aus eben dieser tiefen und mächtigen Motivierung, verbunden mit der nahezu vollkommenen Verfügbarkeit und Beweglichkeit, die sich aus dem Zölibat, der Armut und aus dem Gehorsam ergeben. Zur missionarischen Leistungsfähigkeit solcher gottgeweihter Personen gehört noch ein drittes, nicht weniger wichtiges Element. Indem wir dieses ins Auge fassen, stoßen wir auf eines der am heißesten disputierten und schmerzlichsten Probleme dieser Jahre nach dem Vatikanischen Konzil.

Dieser dritte Wesensfaktor in der missionarischen Stärke der Ordensleute ist die Kraft ihrer Symbolhaftigkeit.

Das Ordensleben ist das Symbol „par excellence“ des christlichen Lebens. Der Ordensmann ist das Symbol „par excellence“ des Christen.

In dieser Wahrheit, wie in vielen tiefen Wahrheiten, ist wenigstens ein Paradox enthalten. Paradoxe bereiten nicht selten Schwierigkeiten, einmal weil sie schwer zu entwirren sind, und teils auch weil sie oft Wahrheiten sagen, denen wir lieber ausweichen. Aber gerade so wie die Fähigkeit, die Unterscheidungen zu sehen, welche ein Paradox aufklären, der Prüfstein der Intelligenz ist, so ist meistens die Bereitschaft, diese Unterscheidungen anzustellen, der Prüfstein des guten Willens.

Das Paradox des Ordenslebens als Epiphanie des christlichen Lebens ist dieses: einerseits besteht das christliche Leben darin, sich im Glauben, mit Dankbarkeit sowie mit Zucht und Maß der Gaben Gottes wie der Freiheit, des Familienlebens, der materiellen Güter zu erfreuen; andererseits sagt sich das Ordensleben von diesen Gaben Gottes los.

Für dieses Paradox können mehrere Lösungen angeboten werden, und sie sind auch versucht worden, mit mehr oder weniger Erfolg. Man sagt z. B., das Ordensleben sei ein Ausdruck eines wesentlichen Teiles der Buße. Man sagt, das Ordensleben sei radikaler Ausdruck der Freude, die die Christen aus ihrem Glauben schöpfen, auch wenn sie der höchsten menschlichen Güter entbehren, wie es viele tun müssen schon aufgrund der herrschenden Umstände. Wenn das christliche Leben eine lebendige Widerlegung des Materialismus und des Hedonismus ist, sagt man, dann ist das Ordensleben eine noch radikalere und zwingendere Widerlegung solcher zersetzenden Philosophien.

Die vielleicht ausreichendste Erklärung für dieses Paradox des Ordenslebens als eines glänzenden Ausdrucks des christlichen Lebens gründet sich

jedoch auf ein anderes, tieferes Paradox. Das ist das Paradox der Selbsterfüllung und Selbstverleugnung.

Der hl. Paulus lehrt ausdrücklich, daß Jesus Christus seine Gottesgleichheit nicht als etwas betrachtete, an dem er festhalten sollte, sondern daß er sich selbst entäußerte und die Natur des demütigsten Dieners annahm. In dieser Selbstentäußerung muß der Christ Christus nachahmen, weil sie ein wesentlicher Teil des christlichen Lebens ist. Der Ordensmann führt diese Nachahmung der Selbstentäußerung Christi auf eine transzendent höhere Stufe. Dieser sogenannte kenotische Aspekt ist dem christlichen Volk kaum ein Rätsel (oder war es wenigstens nicht, bis man begann, lautstark die „Vernünftigkeit“ des Ordenslebens in Frage zu stellen). Sogar Nichtchristen haben ein Gespür dafür und zeigen Respekt vor seiner tiefen Bedeutung. Die Heftigkeit, mit der manche ihren Spott über das Ordensleben ausgießen, ist ein Gradmesser dafür, wie sehr es eine Anklage für sie bedeutet.

Es ist aber auch die Lehre Christi selbst, daß der Christ nicht seine Talente vergraben darf, sondern damit Handel treiben muß, nicht sein Licht unter den Schemel stellen darf, sondern es leuchten lassen muß. Selbstaussdruck, Selbsterfüllung ist ein Gebot Christi. Wie ist das mit Selbstentäußerung zu vereinbaren?

Für eine solche Spannung gibt es sicherlich keine leichte Lösung. Jeder Fall muß für sich gelöst werden mit der Tugend der Klugheit — nicht mit jener Kleinmütigkeit und Tatenscheu, die oft unter der falschen Flagge der Klugheit segelt, sondern der echten, entschlossenen Klugheit, die vom Gedanken her eine Brücke zur Tat schlägt. So kann die Spannung zwischen Selbstverleugnung und Selbsterfüllung schöpferisch werden.

Die schöpferische Kraft dieses Paradoxon von Selbstverleugnung und Selbsterfüllung wurde von Christus selbst unterstrichen. Er wies auf das Weizenkorn hin, das allein bleibt, wenn es nicht in den Boden fällt und stirbt; so, und nur so wird es Frucht bringen.

Das bringt uns wieder zur christlichen Missionstätigkeit zurück. Man hat nämlich dem Christentum oft den Vorwurf gemacht, daß es den Menschen die Selbstverleugnung predigt, die für die Erlangung ihrer eigenen persönlichen Tugend notwendig sei, statt konstruktiven Einsatz, der nötig ist, um den Erfordernissen der Gesellschaft gerecht zu werden. Das Argument ist hinfällig, da es den Beitrag des Christentums zur materiellen Seite des Gemeinwohls vollkommen übergeht. Sogar die heidnischen Griechen wußten, daß das wichtigste gemeinsame Gut das tugendhafte Leben der Bürger ist. Und wer zweifelt daran, daß das beste Geschenk, das wir normalerweise unseren Mitmenschen machen können, darin besteht, daß wir — wiederum ein Paradoxon — bessere Menschen aus uns selbst machen?

Wie ist das nun aber mit Missionaren, die sich nur auf die Predigt und die Spendung der Sakramente konzentrieren, aber sich weigern, irgendeine andere Tätigkeit auf sich zu nehmen? Ein Missionar hat öffentlich erklärt, daß er nicht einmal lebensrettende Medizin in den Busch mitnimmt, um nicht seine apostolische Sendung zu beeinträchtigen oder zu verfälschen.

Das ist eine drastische Antwort für jene, die aus der Missionstätigkeit nichts anderes als Entwicklungsarbeit machen wollen. Aber es kann nicht die richtige Antwort sein. Die richtige Antwort muß sich unbedingt auf den Grundsatz stützen, daß die Gnade die Natur nicht zerstört, sondern vervollkommenet, daß die apostolischen Ziele eines Mannes nicht sein normales menschliches Mitleid zum Schweigen bringen dürfen. Im Gegenteil, sie sollen es entfachen und steigern.

Die Rollenverteilung in der Geschichte, welche Christus über jene Männer erzählte, die sich um den Verwundeten an der Straße von Jerusalem nach Jericho nicht kümmerten, ist höchst aufschlußreich. Einer war ein Priester auf seinem Weg zur Heiligen Stadt. Der andere war auch ein Priester, sogar von Geburt. Zweifellos hatte er es eilig, um seinen heiligen Pflichten nachzukommen. Und der Mann, der anhielt, um zu helfen, „von Mitleid gerührt“, war nicht einmal einer vom orthodoxen Glauben.

Ohne solches Mitleid kann die Kirche, bei all ihrer Rechtgläubigkeit, nicht das transparente Zeichen ihres göttlichen Ursprungs sein, wozu sie berufen ist. Der menschgewordene Gott wollte, daß seine Kirche für die Nationen ein Motiv der Glaubwürdigkeit ist, und zwar nicht nur in ihrer Heiligkeit, sondern auch in ihrem Mitleid.

Gerade dieses Mitleid ist es, was den Missionar zu nichtchristlichen Völkern hinausziehen läßt, um Christus, den gekreuzigten Christus zu predigen. Nicht bloß um „das Kreuz zu bringen“, wie es manchmal auf romantische, aber nicht sehr glückliche Weise ausgedrückt wird, sondern um Christus zu bringen. Das Kreuz ist schon überall vorhanden, wenigstens im Sinn von menschlichem Leiden.

Das Entscheidende ist das: alle Menschen müssen dem Kreuz begegnen. Sie mögen es tragen mit Resignation oder mit Fatalismus oder sogar mit Mut, aber für gewisse menschliche Situationen reicht menschlicher Mut nicht aus. Wenn sie aber nicht nur das Kreuz finden, sondern Christus daran genagelt, dann werden sie es vielleicht mit so etwas wie Freude tragen. Sie werden vielleicht auch einen Sinn in ihrem Leiden entdecken. Das ist das Ärgernis der Kreuzigung, daß sie der absurdesten und widerstrebendsten aller Realitäten, dem Leiden der Unschuldigen, noch einen Sinn verleiht.

Solange Leiden eine Wirklichkeit bleibt, sind christliche Missionen notwendig. I m m e r n o c h notwendig, wie der Titel sagt.